

# Die Einladung

Autor(en): **Crozière, Alphonse**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634627>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welchen man durch ganz schmale Lucarnen hineinschlüpfen konnte. Robi war immer der erste in diesem Versteck, sein etwas länglicher Schädel und die noch schmalen Schultern ließen ihn leicht durchkriechen. Da saßen wir dann vor der Kälte und den Spionen geschützt oft bis zehn Uhr im finstern Raum und lauschten entzückt den Klängen des Harmoniums und den Stimmen der Sänger. Eines Abends hörten wir von der Straße her die Stimme des lauernnden Dorfweibels, der einem Vorübergehenden die Zeit wünschte. Kein Zweifel, der hatte unsere Spur entdeckt und wartete dort, bis wir herauskröchen. Wir wollten dies aber erst tun, wenn die Gesangsübung fertig wäre und uns dann unbemerkt unter die Sänger mischen. Der alte Fuchs aber erspähte uns und stellte uns zur Rede. Wir taten beide ganz zahm und fügsam, denn als so große Kerle wollten wir nicht noch verprügelt werden. Als das Verhör verhängnisvoll zu werden drohte, trat just der Herr Pfarrer Wnh mit dem Lehrer Buchmüller aus der Schulhaustüre auf uns zu. Diesen beiden bekannten wir alles. Sie glaubten uns und bewunderten unsere Freude am Gesang. Der Herr Pfarrer meinte sogar, solch große Buben brauchten sich nicht wie kleine Schlingel zu verkriechen, wir sollten am nächsten Freitag ins Zimmer hinein kommen und mitsingen, das sei viel gescheiter. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, und wir wurden gerne aufgenommen, da wir die Lieder schon fast alle konnten und im Chor die Tenorstimme schwach besetzt war.

Am Weihnachtsabend durften wir dann mit dem Verein nach der damals im Aufschwung begriffenen Strafanstalt Witzwil gehen, um bei der Christbaumfeier mitzuwirken. Die neue große Kaserne mit der Kapelle war noch nicht vollendet, weshalb der Pferdestall als geräumigstes „Lokal“ zur Feier hergerichtet wurde. Eine schön geschmückte Rotanne vom Strandboden erhellte den düstern Raum. Die Verwaltersfamilie, die Angestellten und Sträflinge waren schon um den Baum versammelt, als wir eintraten. Auf den meisten Gesichtern lag ein erwartungsvoller Friede. Nur einige arg verzerrte und zerkürzte Köpfe schienen frakenhaft stumpfsinnig ins Leere zu blicken. Man wollte uns Jungen nach vorn schieben, damit wir den Baum besser sehen könnten. Wir reagierten aber nicht auf die wohlgemeinten Stöße und Püffe, denn wir scheuten die ernsten, durchdringenden Augen des Herrn Verwalters ein wenig, weil wir uns im vergangenen Sommer auch unter den Schlingeln befunden hatten, welche jeden Sonntag die Rollwägelchen der Anstalt zu Luftfahrten benutzten von der Fauggersgrube bis weit ins Moos hinaus. Weil dabei fast jedesmal etwas beschädigt worden war, so hatten wir nun nicht das allerbeste Gewissen und also auch gar kein Bedürfnis, uns besonders bemerkbar zu machen. Herr Pfarrer Wnh sprach zuerst einige schlichte Worte, wobei er darauf hinwies, daß dieser ungewöhnliche Raum eigentlich besser zu einer Weihnachtsfeier passe als das schönste Münster oder der prachtvollste Saal, denn der, den man heut feiern, sei ja doch auch in einem armen Stall geboren. Damit kam auf einmal die süße erlösende Weihnachtsstimmung über uns und jubelnd erklang es durch den Stall: „Dich will ich, o Jehovah, loben. Wir zwei sangen aus vollem Herzen. Das Lied lag uns besonders gut, und Robis Stimme vermochte mit ihrem inbrünstigen Zauberklang alle zu fesseln und selbst die hartgejotteten Sünder zum Aufhören, ja zur Rührung zu zwingen.

Im Verlauf des letzten Schulwinters kamen wir oft dazu, abends auch mit den Mädchen zu singen, besonders beim Schlitteln. Wir machten immer „Doppelzug“. Dabei wurden die Schlitten paarweise geordnet und kreuzweise miteinander verbunden, indem jedes die Beine des Hinterradmannes fest anzog. So sausten oft sechs bis acht gut be-



Das Oberdorf Ins mit Kirche.

ladene Schlitten miteinander zwischen den hohen Mauern des steilen Kirchtrains hinab. Vor der Abfahrt wurde aber jedesmal ein Lied angestimmt, vorher nahm der Robi seinen Fuß nicht unterm Leitschlitten weg. Dann ging die rasende Fahrt los, wobei der frohe Gesang das Rollen und Klingeln der schweren Bretterschlitten überdünnte und unsere Großmütter am Spinnrade ins Jugendland entrückte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Einladung.

Humoreske von Alphonse Crozière.

In dem engen düstern Raum des Leihhauses, wo er loeben seine Geige ausgelöst hatte, erwartete Pierre Louvet eine angenehme und gleichzeitig peinliche Ueberraschung.

Er erkannte Yvonne David in dem Augenblick, als sie auf ihre goldene Armbanduhr ein Darlehen von 60 Franken erhielt.

„Arme, kleine Yvonne“, dachte Pierre, „sie hat mich nicht wieder erkannt. Ich muß mich schon recht verändert haben seit der Zeit, da wir im selben Hause wohnten. Wie fern liegt das doch! Ach, wenn unsere Eltern sich nicht überworfen hätten, würden wir heute noch miteinander verkehren.“

Pierre wartete vor der Tür auf das junge Mädchen, aber in dem Augenblick, als er sie ansprechen wollte, bemerkte er sich eines Bessern.

„Welch eine Dummheit hätte ich da beinahe begangen. Ich hätte sie gequält. Es ist besser, daß ich ihr folge, um herauszubekommen, wo sie wohnt. Jetzt stehe ich ja allein auf der Welt und könnte ihr helfen, falls es ihr schlecht geht. Meine Lage ist ja ganz anders als an dem Unglückstage, an dem ich mich von meiner Geige, dem einzigen Freund, wie mein Vater sie nannte, trennen mußte.“

Yvonne ging ziemlich rasch. Ihr gutsitendes, dunkelblaues Kostüm verriet in keiner Weise, daß sie sich im Elend oder auch nur in einer vorübergehenden Verlegenheit befinden konnte.

Pierre tat die zwanzig Minuten, die er ihr nachließ, nicht leid. In dem bescheidenen Hause, in dem Yvonne jetzt verschwand, erkundigte der junge Mann sich geschickt. Er erfuhr, daß Frau David Witwe war, daß Mutter und Tochter zu Hause für ein Stidereigeschäft arbeiteten und daß sie mutig kämpften, um sich ihren Unterhalt zu verdienen.

Als Yvonne ins Zimmer trat, verkündete sie mit ausgestreckter Hand: „Das hat man mir auf meine Uhr geliehen.“

„Sechzig Franken“, meinte Frau David, „das ist wenig, aber schließlich hatten wir ja keine andere Wahl.“

„Von unserm kleinen Budget konnten wir die Kosten eines anständigen Mittagessens wirklich nicht bestreiten.“

„Das stimmt; ich schlage vor: eine Suppe, Hammelkeule, Eierkuchen und Manderinen.“

„Schön“, billigte Yvonne, „ach, Mama, wenn diese Heirat doch zustande käme!“

„Wir wollen es hoffen, mein Kind. Ich hatte recht, als ich zu Herrn Blandin, der uns den jungen Mann vorstellte, sagte: „Essen Sie doch alle beide am Sonnabend ohne viel Umstände bei uns.“ Bei Tisch, besonders nach dem Kaffee kann man sich so viel angenehme Dinge sagen. Und dann ist ein gutes Mahl manchmal von entscheidender Bedeutung.“

Gegen fünf Uhr begann Yvonne den Tisch zu decken. Sie hatte ein schönes Damasttuch und Servietten, die nach Lavendel dufteten, hervorgeholt; auch stellte sie das alte, silberne Geschirr auf.

„Der junge Mann soll wissen, daß wir etwas Silberzeug haben. Das nimmt sich immer gut aus.“

„Oh, ich habe Herrn Blandin gebeten, ihm unsere Lage klipp und klar auseinanderzusetzen. Du bist tapfer, scheust dich vor keiner Arbeit, und das ist wohl ebensoviel wert wie eine Mitgift. Augenblicklich haben wir allerdings nicht zu viel Arbeit, aber ...“

„Man kann nicht alles auf einmal haben, Mutter.“

Kaum hatte Frau David den Hammelbraten hergerichtet, da klingelte es.

„Ein Kohpostbrief“, kündigte Yvonne an. Sie las: „Sehr geehrte gnädige Frau!

Im letzten Augenblick teilt mir der junge Mann wider alles Erwarten mit, daß er Ihrer lebenswürdigen Einladung nicht Folge leisten kann. Sie können sich denken, wie verstimmt ich bin. Und dann, fürchte ich, sieht er der Zukunft nur mit Unruhe entgegen. Vielleicht ist es das Richtige, wenn Ihre Yvonne sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingibt. Was mich angeht, so bin ich etwas leidend und gezwungen, das Zimmer zu hüten...“

Yvonne war ganz niedergeschmettert. Frau David grollte:

„Das ist seltsam, ich ahnte es fast. Ach die Männer! Na, weine nicht, mein armes Kind, die Hammelkeule wird eben etwas länger reichen. Wenn es sonst nichts ist! Du kanntest ja den jungen Mann auch so wenig...“

Jetzt läutete es wieder. Diesmal war es die Portierfrau, die das Gas auf den Treppen anzündete und einen Brief durch die Tür geschoben hatte.

Yvonne machte den Umschlag auf und zog einen Hundertfrankenschein hervor.

„Was soll das heißen? Ein Schein ohne irgend eine Erklärung?“

Sie prüften aufmerksam die Schrift, die ihnen unbekannt war. Eine Vermutung zog durch Frau Davids Geist.

„Weißt du was? Der junge Mann muß recht mißtrauisch sein. Er ist dir vielleicht bis zum Leihhaus gefolgt und...“

„Und dieser Schein wäre ein Almosen!“

„Was weiß ich. Es ist ein einfacher Verdacht.“

Tiefbetäubt und ganz verwirrt räumte Yvonne das Silberzeug, die damastenen Servietten und das feine Tischtuch fort, das sie durch ein bescheidenes Wachtuch mit roten Streifen ersetzte. Eine Stunde später wollten sie sich gerade, noch ganz niedergeschlagen, zu Tisch setzen, als es zum drittenmal läutete.

Frau David öffnete die Tür. Yvonne hörte, wie eine lustige Stimme losschmettete:

„Sie erkennen mich nicht wieder, Frau David?“

„Aber ja doch! Das ist ja Pierre, unser lieber Pierre! Großer Gott, du bist ja wie umgewandelt!“

Im Nu war Yvonne an der Tür, aber als sie den einstmaligen Freund sah, blieb sie schüchtern stehen. Die Schüchternheit überkam auch den Besucher.

„Aber habt euch doch nicht so und gebt euch wenigstens die Hand!“ rief Frau David. „Wie wir uns freuen, dich zu sehen, mein lieber Pierre! Und deine Eltern?“

„Ich habe sie verloren, Frau David. Meinen Vater vor zwei Jahren, meine Mutter im vergangenen Jahr. Es war eine recht harte Zeit, davon erzähle ich Ihnen noch.“

„Armer Pierre, wenn ich daran denke, daß ich dich seit deiner Kindheit kenne... Du bleibst doch bei uns zum Essen, wie?“

„Nein, nein, Frau David, Sie sind zu freundlich, aber das kann ich nicht annehmen.“

„Ach was! Wir haben heute was ganz Feines, alle zehn Finger wirst du dir danach abledern. Ich habe nämlich Geburtstag. Da leisten wir uns immer etwas Besonderes, nicht wahr, Yvonne? Rasch, leg noch ein Gedek für unsern alten Freund auf.“

Ach, wie schön war das doch, die halbvergessenen Erinnerungen aus der Kindheit und der Jugendzeit wieder wachzurufen und sich dabei an dem knusperigen Hammelbraten und den zarten Bohnen gütlich zu tun!

„Ich fühle mich geradezu verjüngt“, meinte Frau David lächelnd. „Und du verheiratest dich nicht, Pierre?“

„Das wird schon noch kommen“, antwortete der junge Mann und senkte den Kopf.

Er warf einen scheuen Blick auf Yvonne.

„Und du, Yvonne.“

„Das wird vielleicht auch noch kommen.“

Die Unterhaltung stockte plötzlich. Da dachte Frau David bei sich: ich störe sie vielleicht. Wenn ich hinaus ginge und die Mandarinen holte...

Pierrot benutzte die Gelegenheit, um sich Yvonne zu nähern.

„Sag mal, Yvonne, erinnerst du dich noch an die Zeit, da wir Mann und Frau spielten? Du mit deinem geblümten Tuch um den Kopf, ich mit einem uralten Zylinder, der mir bis über die Ohren ging?“

„Ach, wie war das ulkig!“

„Und all die Gähren aus der Nachbarschaft hinterdrein, die dazu sangen.“

„Was für ein Blödsinn! Und was für einen Spaß hatten wir trotzdem daran!“

„Und heute, möchtest du mich da noch zum Gatten? Ich habe schlimme Tage durchgemacht, aber jetzt habe ich eine gute Stellung. Ich glaube, wir würden recht gut zueinander passen.“

Ein langes Stillschweigen trat nach dieser Frage ein. Pierre sah der Antwort, die auf sich warten ließ, ungeduldig entgegen. Endlich entschloß sich Yvonne:

„Ich sage weder ja noch nein, ich muß eine Zeitlang überlegen. Wir müssen uns erst wieder genauer kennen lernen, weißt du. Aber wie hast du es eigentlich angestellt, um herauszubekommen, wo wir wohnen?“

„Darf ich ganz offen sein?“

Er näherte sich ihr noch mehr und gestand, unter welchen Umständen er sie erkannt hatte und ihr gefolgt war.

„Und dann warst du's wohl auch, der den Umschlag mit der Banknote abgegeben hat?“

„Schilt nicht. Ich habe mir gesagt, sie muß ihre kleine Uhr sehr lieb haben.“

„Ach, Pierre, Pierre, daran erkenne ich dich! Als ich meine Uhr abgegeben habe, wußte ich wirklich nicht, ob sie in jenem Augenblick stärker schlug oder mein Herz...“

Frau David näherte sich verstohlen der Tür.

„Ha, ha“, lachte sie, „so ist's recht! Wenn ich mich nicht gründlich täusche, werden sie diesmal allen Ernstes Mann und Frau spielen!“

#### Redaktionelle Notiz.

Die Fortsetzung des in der letzten Nummer begonnenen Aufsatzes „Vern vor 100 Jahren im Spiegel des „Wochenblättchens“ muß aus technischen Gründen auf die nächste Nummer verschoben werden. Wir bitten Autor und Leserschaft um gefl. Rücksicht.